

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 3

Artikel: Maler Albert Nyfeler
Autor: Fischer, Sch.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662130>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Parabel von der Austerschale.

Von Safed, dem Weisen. — Aus dem Amerikanischen von Max Safed.

Ich habe einen Freund, der einen Sommerfisch an der Küste sein Eigen nennt. Und er sagte zu mir: „Komm und verlebe einen Tag bei mir und ich will dir eine zweite Blüte deines Lebens schaffen!“ Und so verlebte ich einen Tag bei ihm und er tat alles, was er versprochen hatte zu tun. Und unter den mancherlei Dingen, die er für mich tat, war auch eine Mahlzeit an der Küste. Und wir aßen ein Muschel-Merle mit Fischen und Zwieback und gebratene Makrelen und geschmorte Stockfische und gebackene Blaufische und Hummersalat. Auch aßen wir geschmorte Muscheln und Auster auf der halben Schale. Und ich dankte Gott, der mich von der Fülle der See und von den Schätzen, die der Sand verbirgt, kosten ließ.

Doch während wir aßen, dachte ich nach und ich sprach: „Es war ein wackerer Mann, der die erste Auster aß!“ Und wie ich so sprach, biß ich auf etwas Hartes. Und siehe, es war eine Perle. Aber keine, die der Händler schätzt.

Und wir sprachen von der Perle, wie sie von einer Wunde herrührt, die ein Sandkorn der Auster zufügt, indem es in die Schale hineingelangt und von der Auster nicht entfernt werden kann. Und wie es sie so schmerzhaft verletzt, daß die Auster einen überaus kostbaren Saft aussondert, der dort, wo das Sandkorn schmerzt, erstarrt und so zur Perle wird.

Und mein Freund sagte: „Es ist sehr schade, daß die Perle, die du gefunden hast, keine gute Perle ist; denn sonst hättest du sie verkaufen und einen Gewinn daraus ziehen können!“

Und ich antwortete: „Wenngleich ich sie nicht verkaufe, habe ich doch einen Gewinn daraus gezogen!“

Und er sagte: „Laß mich wissen, wie!“

Und ich antwortete: „Die Auster ist nicht in jedem Belange der höchste Typ des Christen; doch darin ist ihr etwas eigen, das selbst den Christen belehren kann, so zwar, daß da überhaupt kein Mensch ist, der nicht etwas von ihr lernen und durch sie weiser werden könnte!“

Und er sagte: „Das mag wohl so sein, doch ist mir all das völlig neu!“

Und ich sagte: „O mein Freund — die Menschen leben, und zwar jeder in seiner Austerschale. Und kein Mensch weiß völlig, welche Wunde der andere verbirgt. Aber da ist keine Schale, die den schmerzhaften Sand des Kummers und der Verhältnisse austriebe und wenige Menschen begegnen den schneidenden, verwundenden Gewalten des Lebens so gut, wie es die Perle tut. Ich bin jung gewesen und bin nun alt, und ich habe Menschen in aller Art von Unglück gesehen und ich habe sie den Widerwärtigkeiten des Lebens in jeder möglichen Art begegnen sehen. Und es mag ja nicht viel sein, was ein Christ von einer Auster lernen kann, aber der gute Gott hat die Welt so geschaffen, daß sogar die Auster zu den Menschen, die heute vom Kummer gebrochen werden, sprechen und sagen kann: „Heilet eure Wunde mit einer Perle!“

Maler Albert Nyfeler.

Von Sch. Fischer.

Dieser Merkspruch hängt in Nyfeler's Atelier. Es ist der Schlüssel zu seiner volkstümlichen Kunst.

Albert Nyfeler ist 1883 in Lünisberg, einem einsamen Gehöfte im Berner Hügelland, geboren. Von seiner Mutter, die in lebendiger Anschaulichkeit dem aufgeweckten Knaben bunte Märchen und selbstgesponnene Geschichten erzählt, empfing er die Gabe künstlerischen Schauens und Gestaltens. Sein Vater ist ein schlichter Handwerker und Bauer. Ihm dankt er den klaren Sinn fürs Wirkliche. Der Vater stirbt,

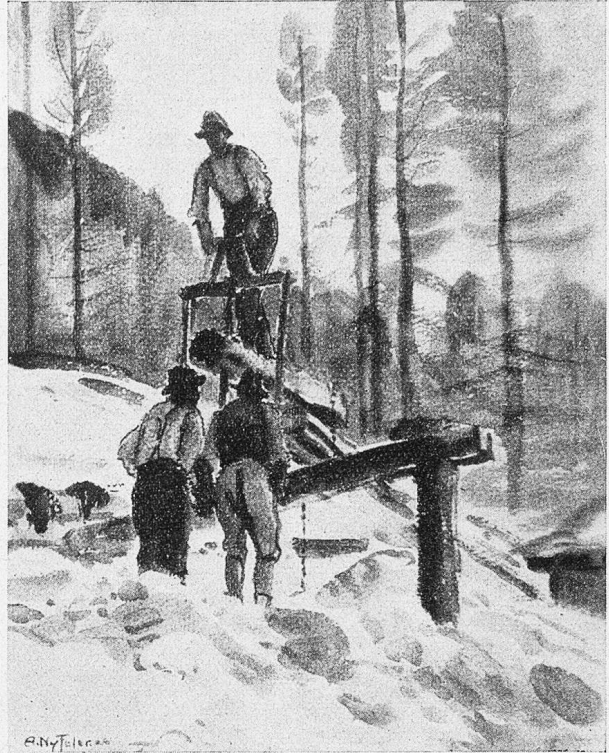
„Versuche, was du vor der Natur empfindest, mit der größten Kraft und mit der größten Einfachheit auszudrücken.“

als der Knabe kaum neun Jahre zählt. Nun ist die Erziehung ganz in die Hände der Mutter gegeben.

Schon früh beginnt der Knabe Berge, Wald und Wolken und was ihm just vor die Blicke kommt mit Griffel und Stift nachzubilden. Die Mutter ermuntert ihn in seinen kindlichen Versuchen und ist erfreut als ihr der noch nicht Zehnjährige das getreue Bildnis seiner Schwägerin und seiner Geschwister vor die Augen hält. Abends und morgens trägt der „Bauernbub“ die Milch zur Käseerei. Auf dem Heimweg

zeichnet er die Häuser ab. Von einem Schuhmacher hat er gehört, der eine große Bibel mit Bildern besitze. Der Bube geht hin und bittet um das Buch. Glückstrahlend schleppt er die große Dürrer-Bibel nach dem 1½ Stunden entfernten mütterlichen Höflein. Er treibt das Vieh zur Weide, das Buch ist sein ständiger Begleiter. Er zeichnet daraus den David, den Goliath und andere glänzende Gestalten. In der Schule faßt er leicht, so daß die Lehrerin ihm erlaubt zu zeichnen, wenn er seine Aufgaben gelöst hat. Sein Bruder Fritz, der in Langenthal das Malerhandwerk erlernt, bringt ihm eine Schachtel Wasserfarben. Welches Ereignis für den kunstbegabten Knaben. Seine Mutter meint: „S'isch ämu öppis“ wenn er ihr, glühend vor Eifer, die neuen farbigen Gebilde zeigt. Bruder Fritz betreibt nun ein eigenes Flach- und Dekorationsmalergeschäft. Er schlägt der Mutter vor, den Albert Kunstmaler werden zu lassen. Die Mutter glaubt, das Geld dazu nicht beschaffen zu können. „Aber er kann bei dir das Malen lernen, er sitzt ja doch immer in einer Ecke und zeichnet“, erlaubt sie.

Der Jüngling macht also beim Bruder seine vierjährige Lehrzeit. Im Winter besucht er die Handwerkerschule in Langenthal. Der Lehrer Jakob Bützberger erkennt rasch das außerordentliche Talent seines Schülers Albert Nyfe-



Spaltfäger. Gemälde von Albert Nyfeler.

ler. Er läßt ihm beim Auslesen der Motive freie Wahl und fördert ihn auch sonst mit seinen besten Kräften. Als Malergeselle wandert Nyfeler im Frühjahr 1903 nach Brienz. Er kommt mit den dortigen Künstlern in Verbindung und erfährt mancherlei Anregung durch sie. In den Mittagspausen und Feierabendstunden eilt er an den See und malt Aquarelle. Er hat es darin schon zu einer hübschen Fertigkeit gebracht und manches feine Bildchen gelingt, das sich auch heute noch sehen lassen darf. Im Herbst muß er zur Rekrutenschule einrücken. Noch während der Dienstzeit sichert er sich eine Stelle in Basel. Er besucht die Abendkurse der Gewerbeschule und erhält durch Vermittlung seines Zeichnungslehrers Wagen vom Staate Bern ein Stipendium. „In Anbetracht der Verdienste um die Ausmalung des Basler Rathauses“ spricht ihm



Olivenbaum. Gemälde von Albert Nyfeler.

auch die Stadt Basel eine Unterstützung zu. Nun besitzt er, der sich vor Dankbarkeit nicht zu fassen weiß, die Mittel, um in die Basler Kunstgewerbeschule eintreten zu können. Die Lehrer sind von den vorgewiesenen Proben überrascht und Dr. Schider nimmt ihn gleich zu sich in die dritte Malklasse (Herbst 1904). 1906 findet der mit den Reisezeugnissen Versehene Anstellung in Bevel, reist dann aber auf eine Aus-

ten. Zu Fuß und zu Schiff, zeichnend und malend geht es im Frühjahr 1907 nach Westfalen. Diesmal ist Myfeler als Theatermaler für städtische Bühnen beschäftigt. Wieder sitzt er in jeder freien Minute draußen bei seiner Armut, der Natur, und erlauscht ihre heimlichsten Züge. Eine fromme Pflicht ruft ihn in die Heimat zurück. Die Mutter schreibt von ihrer Erkrankung. Der Sohn zaudert nicht. Er



Lötschental, vor Sonnenaufgang. Gemälde von Albert Myfeler.

schreibung hin zum Ausmalen der Kirche nach Kippel. Diese Verrichtung schafft ihm kein Genußen, er hätte lieber nach eigenen Entwürfen gearbeitet. Um so mehr Befriedigung findet er im eigenen künstlerischen Schaffen. Die Größe und Schönheit der Gebirgsnatur überwältigt ihn. In völliger Entrücktheit malt er die geliebten Berge. Doch auch die Menschen sind ihm nicht gleichgültig. Und es spinnen sich von Seele zu Seele die Fäden, die ihn später so innig mit dem Lötschtalervolke verbinden soll-

wandert zu Fuß, und die Heimfahrt wird zur eigentlichen Studienreise. Mit seinen Bildern, die er unterwegs zu bescheidenen Preisen los schlägt, erringt er sich den Unterhalt. Die Mutter ist erfreut über die Rückkehr ihres Sohnes und ihre Seele sonnt sich an seiner Liebe gesund.

Wunsch und Wille des rastlos Ringenden sind längst darauf gerichtet, den Zwang des Handwerksmäßigen abzustreifen und sich ganz der freien Kunst zu widmen. Doch noch einmal nimmt er Dienste und malt im Auftrag seines

Meisters Carl Schneider, akademischer Maler in St. Gallen, die Kirche in Wangen bei Olten aus. Von seiner Berufung überzeugt, reißt er sich endlich los und fährt ins Löttschental. Hier lebt noch das Einfache und Artümliche, zu ihm fühlt er sich hingezogen. Mit ganzer Seele ergibt er sich seinem Schöpferdrange und schafft nun Bilder, die sich durch ihre Ursprünglichkeit und Frische Freunde werben. Was er schafft,

Künstlerin von der seltenen Begabung, aber auch von der Dürftigkeit des jungen Malers gehört. Sie rufen ihn. Er legt seinen Adelsbrief, die Bilder und Zeichnungen vor. Die beiden sind ergriffen von der Kraft und Reinheit des Ausdrucks, die sich in den Werken des jungen Künstlers offenbaren. Eine Einladung wird geschrieben. Im eigenen Marmorfaal hängen sie seine Bilder und Zeichnungen auf, be-



Rippel. Gemälde von Albert Myfeler.

verkauft er zum größten Teil nach Langenthal, wo er Gönner besitzt. Er ist anspruchslos und erübrigt trotz der geringen Einnahmen ein Sümmchen für Studienzwecke. Nach Italien streben Sinn und Gedanke. Die Freunde wehren ihm: „Du hast ja nichts und mußt dann darben.“ Edle Menschengüte, die schon so oft in seinem Leben Liebeswunder vollbracht, kommt ihm zu Hilfe. Herr und Frau Farner-Seiler in Langenthal, ein an äußern und innern Gütern reiches Ehepaar, haben durch eine

stimmen selber die Preise, da er nicht zu fordern wagt. Zahlreich erscheinen die Besucher zur Ausstellung. Frau Farner-Seiler macht in liebenswürdigster Art die Honneurs. Auf die gewinnende Freundlichkeit der hohen Verkäuferin gibt es kein Ausweichen. Alles kauft. Das Ende: Fr. 2500 sind beisammen. Auf den Rat seiner edlen Gönner reißt Myfeler nicht nach Rom, sondern zur weiteren Ausbildung nach München. Im Eisenbahn-Coupee trifft er, ist es Zufall, ist es Schicksal, mit dem in München



„Der Großvater.“ Gemälde von Albert Nyfeler.

tätigen Archäologen Fischer aus Basel zusammen, der sich nach den Plänen des jungen Mannes erkundigt und während der Fahrt Einsicht in seine Mappen nimmt. Er überreicht dem Kunstbesessenen seine Visitenkarte, falls er einmal seinen Rat brauche. Der Prüfling, wenig bekannt mit den herrschenden Bräuchen, unterläßt gewisse Formalitäten und wird vom Ausschluß der Kunstakademie abgewiesen. Trostlos eilt er zum Archäologen Fischer. Er erhält ein Empfehlungsschreiben an Professor Feuerstein, wird von diesem vorgelassen, und muß einen Vorwurf entgegennehmen, weil er ihm, dem Professor Feuerstein, nicht vor der Prüfung einen Besuch gemacht und in sein Schaffen Einblick gegeben. Beim Durchblättern der Ny-

Arbeiten all seiner Schüler lehnt er ab. Bei Nyfeler, der in tausend Ängsten sitzt, bleibt er überrascht stehen: „Endlich mal einer, der was werden wird.“ Am nächsten Tag läßt ihm Hengeler keinen Pinselstrich gelten. So geht es fort zwischen Erfolg und gänzlichem Versagen. Die Verzweiflung packt ihn. Aber Nyfeler hält durch. Am Ende des zweiten Semesters ist er noch der Einzige, der im Atelier erscheint. Alle andern sind weggeblieben. Nun aber ist seine Kraft erschöpft, das Geld zu Ende. Professor Hengeler möchte ihn auch für das dritte Semester haben und verschafft ihm einen Freiplatz. „Ich kann nicht, Herr Professor“, erklärte Nyfeler, „ich muß fort“. Durch Not und Entbehrungen — Salat und Tee bildeten

feler-Aquarelle anerkennt Feuerstein wohlwollend: „Sie sind kein Gewöhnlicher, jedes Blatt sagt mir etwas neues“. Der große Künstler und Lehrer hat sich nicht getäuscht. Denn als der nun 27jährige Nyfeler von der städtischen Malerschule, wohin ihn Feuerstein für den Winter gewiesen, im Frühjahr in die Kunstakademie zum Zeichnen kommt, stehen Fleiß und Fortschritt des Schülers im schönsten Verhältnis zueinander.

Bei Wettbewerben wird er wiederholt mit ersten Preisen ausgezeichnet. Drei Semester zeichnet er. Dann wünscht er in die Malklasse überzutreten. Professor Feuerstein rät ab: „Sie haben das nicht nötig.“ Nyfeler will einen fertigen Bildungsgang. Die erste Malkunde. Ein Akt ist zu malen. Professor Hengeler macht seinen Rundgang. Die

im letzten Quartal sein Essen — ist er ganz heruntergekommen. Er bedarf einer Ruhepause. Außerdem: was für ihn hier zu lernen war, das hatte er gelernt.

Im Sommer 1914 malt er wieder im Löttschental. Der Krieg ruft ihn an die Grenze. Doch auch hier übt er seine Kunst aus. Mit mehreren tausend Zeichnungen füllt er seine Skizzenbücher und Mappen. Im Löttschental hat er sich mit dem schlichten Volk bald wieder angefreundet. Er malt prächtige Volkstypen und versenkt sich in die Schönheiten der Gebirge. 1920 folgt er dem Zug seiner Sehnsucht, die ihn nie verlassen hat. Italien ist das Ziel. Er studiert die unsterblichen Werke der alten Meister und wächst an ihnen. Im Land und an der Meeresküste entstehen Bilder von einer frohleuchtenden Farbigkeit. Er gewinnt neue Einblicke. Er bleibt sich selber treu und wird dennoch von Grund auf ein anderer. Nach Rippel hat er wieder heimgefunden. Aber die enge Räumlichkeit der gemieteten Junggesellenhude im braunen Häuschen bedrückt ihn. Er hat die sonnige Weite des Südens genossen. Licht und Raum braucht er. Für seine Bilder findet er fortwährend Absatz. Also wird gebaut. Er entwirft die Pläne, antiiert selber als Architekt und Bauführer. Beim Ausgraben der Fundamente stößt er auf römische Gräber. Mit den ausgehobenen Gegenständen (es sind zierliche Ringe und Gefäße dabei) erhärtet er, entgegen andern Behauptungen, seine Vermutung, daß im Löttschental römische Siedlungen bestanden hätten, zum unwiderlegbaren Beweis. Zwei mühevolle Jahre. Das Haus ist vollendet, ein bei aller Einfachheit stilvolles und geschlossenes Kunstwerk. Das Atelier ist hell und geräumig. Mancher Künstler mag ihn darum beneiden. 1924 besucht er die südfranzösische Küste und bringt eine reiche Ernte in die Scheune. Im Winter 1925 haucht er seinem Hause die lebendige Seele ein. Eine junge Frau füllt mit ihrem wonnigen Lachen die leeren Kammern.

Und nun strömen alle seine Kräfte zu gesammelter Arbeit. Er wird ein Meister. Nyfeler ist heute ein ebenso sicherer Porträtist wie ein gewiegter Landschaftler. Was ihn zu der ersteren Eigenschaft besonders befähigt, ist sein hervorragendes Zeichnertalent. Dazu ist er ein feiner Seelen- und Menschenkenner. Die Volkstypen und Köpfe, die er schafft, sind

schlechterdings vollendet. Über die frappante Ähnlichkeit hinaus steigert er die Persönlichkeit zum Typus. Das Woher und Wohin spricht aus allen Gesichtern, man braucht nicht erst danach zu fragen. Hier dieser schlaüäugige Bursche mit den Lachrunzeln ist der „Spaßvogel“. „Der Präfekt Roth“ enthüllt sich in Blick und Miene



Damenporträt. Gemälde von Albert Nyfeler.

als Schauspieler. Die verwegene Nase und die scharf stehenden Augen jenes Mannes rufen unwillkürlich dem Namen „Wilberer“. Im „Löttschentell“ ist die trotzige Kraft und Gutmütigkeit des urtümlichen Schweizers dargestellt. Auch in der Bewegung, im Rhythmischen — und das ist eben das Geheimnisvolle dabei — manchmal nur durch eine ausgeprägte Linie enträtselt sich das Wesen der Figur. Ähnlich ergeht es uns vor den Landschaften Nyfeler's. Form und Farbe und jenes undefinierbare Etwas (ob wir es Naturseele nennen!) geben Deutung und Gepräge. Sonnigwarm leuchten die südlichen Motive. In strenger Architektonik, auf die einfachste Formel gebracht, bauen sich die Gebirge auf. Größe und Erhabenheit sprechen ihr gewaltiges Felsenwort. Das Liebliche, Frohe, Kinderreine, weiß er nicht minder glücklich zu gestalten. Er ist ja ein Sonnensucher, ein Fruchtbringender, ein Lebensbejaher, einer der an die Menschheit, der an das Gute



Lydia (die Gattin des Künstlers). Gemälde von Albert Nyfeler.

glaubt. Zu oft hat er's erfahren, als daß er daran zweifeln könnte.

Die hier wiedergegebenen „Spaltjäger“ sind eine weichfließende Farbenkomposition mit reizvollen Kontrasten. Aus den gefällten Bäumen, dem Menschen zu Schutz und Wohnung, schneidet die Säge Bretter und Balken. Von nerviger Hand geleitet, singt sie das stählerne Lied der Arbeit. „Der Olivenbaum“ wirkt charakteristisch durch seine kraftvollen Konturen und läßt vielleicht auch etwas von seiner malerischen

Schönheit ahnen „Ich bin der Quell, ich bin die Schale —“ hören mir's aus seiner Krone rauschen. „Lötjchental“. Vom Erwachen des Wintermorgens, von Sonnenglück und Sonnenhoffnung kündigt uns dieses Bild. Es ist farbig und breit in Öl gemalt und wirkt auch in der Perspektive groß. „Rippel“. Hier glüht scheidendes Licht.

Über dem Bergdorf webt schon die Dämmerung. Grüne und violette Schatten spielen über dem verschneiten Talgrund. Über den Gipfeln lehtes Leuchten. Die Wölfelein, von Sonne gesättigt, strahlen den Glanz zum Lichtquell zurück und lenken den Blick zum Firnetor, wo das goldene Gestirne sank. „Der Großvater“. Die verklärte Ruhe und Milde des Sonntags lächelt aus diesem gütigen Greisengesicht. „Lydia“ ist die Gattin des Künstlers. Man spürt, daß die Liebe dieses Bildnis geschaffen. Es ist von einer wunderbaren Plastik und Lebens-

fülle. „Damenporträt“. „Der Spiegel dieser warmen, braunen Augen ist wie von innerm Gold ein Widerschein“. Ein harmonischer Geist schloß hier die edelgeformten Züge. „Blasius“. Not und Kampf, aber auch der trotzig Wille zu siegen, prägten dieses Gesicht. Ein echter Lötjchentalerbauer, ein in Ausdruck und Bewegung durch und durch ehrliches Bild.

Du fragst den Künstler nach der Richtung, der er angehört. Schweigen ist seine Antwort, denn seine Seele entstammt dem Unbegrenzten,

Ewigen; sie ist ihm Kompaß, Richtung und Ziel. Eins ist noch zu sagen, daß er in seinen jüngsten Kompositionen noch mehr nach Vereinfachung, Verinnerlichung und Geschlossenheit strebt. Heute ist er ja nicht mehr durch enge

Werkstattwände im freien Entfalten gehemmt. Wir dürfen von ihm erwarten, daß er einst noch in traumtiefen Symbolen zu uns sprechen wird von der rätselvollen und unerforschlich-schönen Sibylle Welt.



„Blasius.“ Gemälde von Albert Nyfeler.

Winterlied.

Es steht der Wald in Farbenpracht,
Die Buchen wie die Birken,
Doch doppelt sich in's Fäustchen lacht,
Wer kann im Weinberg wirken.

Bald Traubensaft, der junge Wein,
Soll durch die Kelter rinnen,
Wer möchte da nicht Zecher sein?
Die Sonnenkraft ist drinnen.

Mein Mädel komm', frisch auf zum Tanz!
Wir stampfen, schleifen, drehen,
Ich kann aus Deiner Augen Glanz
Schon manch Geheimnis sehen.

Ei nun, wenn's uns so wohl gedeiht,
Nach Herzenslust zu küssen,
So werden wir zur Winterszeit
Wohl nicht stark frieren müssen.

O. Volkart.